

Partie Nr. 159.

Gehört zu Weizenfeld im Jahre 1870 gelegentlich eines Besuches, welchen der verlorene Schwager Herr ...

Spanische Partie.

Table with 4 columns: Name, D. Card, Tds, and other numerical values. Includes names like K. Alexander, S. S. 1, L. 1, etc.

1) Wenn alle 30 Karten nicht eintreffen, jedenfalls besser war 8. 42-44 ...

Schwebende Korrespondenzpartien.

Table with 4 columns: Name, Berlin, Berlin, and other numerical values. Includes names like G. Petersburg, S. S. 1, L. 1, etc.

Kleine Mittheilungen.

Der Halleische Schachklub, welcher Montag und Donnerstag im Café ...

An der Berliner Schachgesellschaft werden die Winterturniere nun ...

Am Sonntagturnier des British Chess Club zu London gewann ...

Räthsel.

Sauptärthel.

1.

Von S. R. in Halle.

Es mag es in vordriller Hülle, ...

Und ward es Sie freundlich gesendet ...

II.

Von S. R. in H.

Ein Feder heißt es, doch schmetzt man kein, ...

So mancher verlor's schon, eif' er's nicht getohnt, ...

Und bist man mir eins aus dem köstlichsten Stein ...

Logogriph.

Von Dr. R. G.

Es hat, o Leser, nur raue Goldwinde! ...

Arithmogriph.

Von S. S. in Halle.

Table with 10 columns and 10 rows of numbers for an arithmogriph puzzle.

Werden die Rollen der Figuren durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, ...

Charaden.

Von S. R.

Wähst ichor war die Nacht gefühmt auf die Wäntelstadt, die Meise, ...

Auflösungen folgen in nächster Nummer.

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer:

Der Charade: Junge (Landung, Sezugung). ...

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Weibblatt zur Saale-Zeitung.

No. 21.

Halle a. d. S., Sonntag 22. Mai.

1887.

Inhalt: Schmarozerpflanze als Fliegenblüder. Von Dr. D. Zacharias. ...

Schmarozerpflanze als Fliegenblüder.

Von Dr. D. Zacharias.

Wie alle Insekten, so besitzt auch unsere Stubenfliege (Musca domestica L.) ...

Setzt ich nun diese Zeit gekommen und wir sehen da und dort ...

Betrachten wir die Symptome der Empusa-Frankheit etwas ...

Männichfältiges.

Chinas zukünftige Kaiserin.

Es war im Frühjahr des Jahres 1886. Die Fluthen des ...

Yanqing liegenden Hofortort Künkiang an Bord des Dampfers ...

Verl. und Verlag von Otto Gendel in Halle a. d. S.



den Musciden lange nicht so gefährlich ist, wie die Empusa. Er wird mit großer Inoculation — wie zu fürchten ist — davon Kenntnis nehmen, daß mit Rebutulosa behaftete Fliegen es sich ganz wohl sein lassen und munter umherfliegen, so lange nicht der Schnartrager ihre ganze Körperoberfläche ergriffen hat.

Obgenannte Fliegenfeindlichen Kreiten die Nachricht großes Interesse erwecken, daß ein italienischer Arzt, Dr. B. Grassi, ersichtlich daran denkt, den Versuch zu machen, die Empusa-Krankheit den Fliegen schon im Frühling künstlich einzupflanzen, um die Menschheit das ganze Jahr hindurch von einem ihrer lästigsten Qualgeister zu befreien. Wie er das freilich zu machen gedenkt, das ist gegenwärtig noch sein persönliches Geheimnis. Ich entnehme die bezügliche Nachricht einer italienischen Fachzeitschrift, die aus der Feder des Dr. Grassi selbst einen Aufsatz über die Maleschi delle mosche — also über die Missethater der Fliegen — brachte. Wir müssen nummehr abwarten, ob der engargierte Fliegenfeind von Rosellacca (das ist der Wohnort Dr. Grassi's) zum erwünschten Ziele gelangt.

Aber wenn auch letzteres nicht der Fall sein sollte, so sind einige andere Untersuchungen, die Dr. Grassi angestellt hat, von unabweisbarem Werth, insofern sie zeigen, daß die Fliege nicht bloß ein lästiger Gast in unseren Wohnungen, sondern auch ein gefährlicher Feind unserer Gesundheit ist.

Zunächst muß darauf hingewiesen werden, daß die auf frei daliegenden Stoffmassen sich niederlassende Fliege leicht das Wesel werden kann, aus welchem ein entwicklungsfähiges Banwurm-Ei zunächst auf unsere Nahrungsmittel und mit diesen in unseren Magen gelangen kann. Wir sind also der Möglichkeit einer Infizierung ausgesetzt, wo wir es gar nicht ahnen.

Dr. Grassi hat nun experimentell festgestellt, daß wir es bei solchen Ernägungen nicht bloß mit grauer Theorie zu thun haben. Der genannte Forscher setzte einen Teller mit einer großen Menge von Eiern eines menschlichen Parasiten (Trichocephalus) auf den Tisch seines Laboratoriums. In einer Entfernung von etwa 10 m davon befand sich der Eingang zur Küche. In letzterer waren des Tisches halber verschiedene weiße Papierblätter ausgelegt, um die Auswurfstoffe der Fliegen leicht sammeln zu können. Eine Untersuchung derselben seitens des Dr. Grassi ergab nun, daß in denselben Trichocephalus-Eier vorhanden waren. Wenn ich nun auch nicht glaube, daß diese Eier durch den Rüssel der Fliegen den Weg in den Darm gefunden haben und so mit den Faeces nach außen gelangt sind, so ist doch zu vermuten, daß die zahlreichen, den Hinterleib des Insektes beliebenden Härchen zur Translocation der Eier geeignet haben. Und das genügt, um uns die Gefahr zu zeigen, der wir uns aussetzen, wenn wir ohne weiteres Kunden oder Fleisch genießen, auf welchem Fliegen ihre Spaziergänge ausgeführt haben. Daß aber so kleine Parasiten, wie Bakterien, sehr leicht das Rüsselrohr der Fliege passieren und auf diese Weise in den Darm derselben (und von da weiter) gelangen können, ist a priori wahrscheinlich und vom Gesichtspunkte der Prophylaxis wohl zu betrachten.

Sproßlinge die Reife nach Verzicht zu machen, um sie dabeist dem jugendlichen Kaiser als Verheirathungskandidat vorzustellen. Wie bereits erwähnt, befanden sich die Leute auf der Reife nach der Hauptstadt des Reiches, und wie man damals bereits unter dem Volke munkelte, sollte diese junge Dame, die geistig überreift gewendet und eine ganz ausgezeichnete Erziehung genossen, den anderen Kandidatinnen eine höchst gefährliche Nebenbalm sein.

Einige Wochen sind seit jener Zeit vergangen, in welcher wir die junge Verheirathungskandidatin auf den Kaiser von China in kindlicher Unbekantheit auf dem Verdeck des Flußboots auf und ab spazieren haben.

Es war im hohen Monat Mai, Als alle Knospen sprangen —

als man gegen Abend durch das Labirinth der Straßen von Peking ein lange Prozession von verbedeten Ochsenkarren vorüber ziehen konnte. In diesen saßen die Töchter und Mütter von allen den Würdichs-Familien, die dem Knecht gehörten, ihre herabstehenden Sproßlinge behufs einer Brautwahl dem zukünftigen Kaiser vorzuführen. Es mügen viele über einhundert Karren gesehrt sein, die schließlich außerhalb der Mauern des kaiserlichen Hofes Halt machten. Gegen Morgen wurde ihnen das Nordthor geöffnet und somit Eintritt in das geheimnißvolle

Dr. Grassi verspricht auch hierüber Experimente anstellen zu wollen.

Doch dies nur im Paranthese! Wir kehren zu unserem Hauptthema zurück und möchten vor allem darauf hinweisen, daß uns die enorm reich sich verbreitende Empusa-Epidemie zeigt, wie verschiedene Organismen im Haushalt der Natur thätig sind, um die allgütige Zunahme anderer zu verhindern. Diese Pilzarten dienen gleichsam als Regulatoren für die Vermehrung der Insekten; ohne ihre Wirksamkeit würden wir wohl bald mit zahllosem Ungeziefer einen Kampf um die bloße Existenz zu kämpfen haben.

Aber nicht bloß die ausgebildeten Insekten, sondern auch ihre Larven werden bereits von parasitischen Pilzen angegriffen. So entdeckte der bekannte Botaniker Prof. Hallier als Ursache der sogenannten Mustardine der Kiefernspinner-Raupe, die Fomago salicina, einen Pilz, der für gewöhnlich auf Kiefernadeln ansäßig ist. Die Sporen dieses Pilzes gelangen durch den Nahrungsstiel in den Magen und Darm der Raupe und beginnen von hier aus ihre Entwicklung, die damit abschließt, daß sich die Fomago durch den ganzen Körper der Larve verbreitet, das Blut derselben in Gährung überführt und so den Tod des Insektes herbeiführt.

Im Hinblick auf den ungeheuren Schaden, den die Raupe des Kiefernspinners da, wo sie massenhaft auftritt, verursacht, gewinnt die das Ungeziefer vertigende Pilzspore — trotz ihrer mikroskopischen Kleinheit — eine national-ökonomische Wichtigkeit. Während des Regenniums 1862 bis 1872 hat die Kiefernspinnerraupe in den Provinzen Preußen, Posen, Brandenburg und Sachsen kolossale Vernüftungen in den Nadelwäldungen angerichtet. Befreien wurden in Summa 40,600 Hektar Kiefernforsten, davon total entlaubt 10,244 Hektar, so daß man 2 Millionen Kubimeter an Holz einschlagen mußte. In den 302,438 Hektar umfassenen Kiefernwaldungen wurden zur Abwehr und Vertilgung des Feindes nicht weniger als 2,319,345 W. aufgewandt.

Diese Zahlen sprechen deutlich genug und lassen den Wunsch in uns aufkommen, daß es künftighin einmal möglich sein möchte, jenen gefährlichen Raupe künstlich die Mustardine einzupflanzen.

Nach Hallier's Untersuchungen soll auch die sogenannte „Faulbrut“ der Biene auf Pilz-Insekten zurückzuführen sein. Aus allem Mitgetheilten geht klar hervor, daß in dem Verfall an der Empusa-Krankheit hinsichtlich Fliege nur einen irregeleiteten Fall jener immer im Gange befindlichen Zerfallsthatigkeit darstellt, durch welche das Leberhandnehmen solcher Geschöpfe bekräftigt wird, die durch ihr massenhaftes Auftreten das Leben anderer gefährden. Wir müssen diese weit Verbreitung im Haushalt der Natur bewundern und auf die erpfauliche Zweckmäßigkeit zurückführen, die sich auch in den Beziehungen der verschiedenartigen Organismen zu einander klar ausspricht. Eine solche, das ganze All durchdringende Zweckmäßigkeit leugnen zu wollen, ist ein vergebliches Unterfangen, denn auf Schritt und Tritt begegnen wir neuen Spuren ihres Daseins.

Innere des Palastes gestattet. Die jugendlichen Verheirathungskandidatinnen, in Begleitung ihres resp. Vaters, werden in den inneren Hofraum geführt. Kurz darauf erscheint der junge Kaiser, an seiner Seite die Regentin-Mutter und im Gefolge eine kleine Legion von Eunuchen. Er tritt an einen Tisch heran, auf welchem eine Anzahl von hölzernen Täfelchen liegen. Auf denselben ist der Name des Älter und der „Glan“ einer der anwesenden, anmutigen Gönnerinnen geschrieben. Der Kaiser hebt eins der Täfelchen auf, liest den darauf befindlichen Namen, worauf die betreffende junge Dame von einigen Eunuchen dem Sohne des Himmelreichs vorgeführt wird; zur gleichen Zeit wirft sich der Vater, mit dem Gouverneur der Provinz, welcher sie angehört, zur Erde, bis sie von ihrem Behercher entlassen werden. Die junge Dame steht aufrecht, in einem Reklime nicht ganz den unähnlich, in welchem Eva vor dem Eindringen nicht gefiel. Der Kaiser spricht zu ihr und zeigt dann die ihren Vater und dem Gouverneur der Provinz über die Kandidatin Erfindungen ein. Gefällt dieselbe ihm nicht, so wirft er einfach das Täfelchen in einen „Kaiserkorb“ und giebt dem Mädchen mit der Hand zu verstehen, daß sie sich entfernen kann. Falls aber die junge Dame seinem Gechnade entspricht, legt er das Täfelchen, welches ihren Namen trägt, sorgfältig auf eine Schale, nachdem er zuvor darauf mit rother Erde eine 1, 2 oder 3 gezeichnet hat, je nachdem sie ihm gefallen. Nachdem alle Verheirathungskandidatinnen auf diese Art und Weise ergrünnet waren,

zur Erlösung hat, doch glaube ich nicht, daß sie demselben obunmächtig gegenübersteht. Im ganzen entziehen sich ja die Kandidaten nicht gar so schnell dazu, von einem altbewährten Längemittel zu einem neuen überzugeben und das Angebot von dem gemahlener Schlacke ist ja zunächst noch kein so bedeutendes, daß es einen sehr großen Bedarf befriedigen könnte. Unausbleiblich auch wird es sein, daß der Preis der Thomasschlacke mit demjenigen des Superphosphats sich nach Maßgabe des Verzehrertrages beider mehr ausgleichen wird und dann das Superphosphat seine Preisreduktion mehr vertragen, so wird der Preis der Thomasschlacke in die Höhe gehen.

Ummerhin aber hat man mit dem Thomasschlackemehl ernstlich zu rechnen und es wird eine erhebliche Steigerung des Phosphorkonsums in der Landwirtschaft erstrebt werden müssen, wenn diese neue, sehr erziehbare und nicht zu verstopfende Quelle billiger Phosphorsäure nicht einen empfindlichen Schaden bringen soll. Ein glücklicher Zufall scheint es mir in dieser Hinsicht zu sein, daß die Salpeter-Industrie sich zur Zeit in der gleichen Lage befindet. Die Salpeter-Industrie kann sich nur dadurch aus ihrer Sklamitäre retten, daß sie den Salpeterkonsum bedeutend zu steigern sucht und sie wird hierzu noch unumgekehr gezwungen, als in dem Ammoniak der Kokeren ihr eine höchst billige Konkurrenz droht; eine Steigerung des Stickstoffverbrauchs in der Landwirtschaft aber muß mit einem vermehrten Phosphorkonsum Hand in Hand gehen, wenn die Stickstoffdüngung rentabel sein soll. Die Superphosphat- und die Salpeter-Industrie also werden sich gegenseitig in die Hände arbeiten und ich bezweifle nicht, daß das Streben, den gesammten Konsum von künstlichen Düngern in der Landwirtschaft zu heben, von erheblichem Erfolg sein wird.

Mittel gegen Milchvieh.

Der Milch-Stg. Nr. 15 vom 13. April wird geschrieben: Die nachstehenden Erörterungen mit einem bereits früher in der „Mischzeitung“ empfohlenen einfachen Mittel gegen das so viele Uebel fordernde Milch- oder Kalbfieber dürften wohl für weitere Kreise interessant sein.

In den letzten 14 Tagen erkrankten bei uns zuerst 2 und später 1 Kuh am Milchfieber. Davon 2 in recht starkem Maße, so wurde Eis auf dem Kopfe, nachher Abwischen von kaltem Wasser und reichte innerhalb 4 ablaufende Stunden und alle 2 Stunden 1 Flasche Kamillen mit Zusatz von 2 Löffel Schwefeläther.

Bei der ersten Kuh, welche am Nachmittage erkrankte, wurden diese Mittel während der Nacht angewandt. Die Kuh lag stundenlang platt auf der Seite und sah recht schlecht aus. Am Vormittage begannen wir mit dem Wässern der Hinterpartie mit sehr heißen Eiern auf untergelegter wolleener Decke und nachdem dies etwa 3 Stunden vorüber war, stand die Kuh auf, gab etwa 3 l Milch und war am folgenden Tage wieder hergestellt. Die zweite Kuh war nicht sehr krank, konnte aber doch nicht stehen, beehrte sich jedoch auch nach einigen Stunden Wässern.

Die dritte Kuh war nach meiner Meinung recht krank, ward in gleicher Weise behandelt, aber von morgens bis mittags und dann wieder von 2 bis 6 Uhr unangeseht geliebt. Am 5 Uhr lag dieselbe noch platt auf der Seite und um 8 Uhr stand sie ohne Unterbrechung auf und fing an Ertrab zu treiben. Wenn nun diese 3 Fälle auch nicht sicher beweisen, so dürfte es sich doch empfehlen, die Sache weiter zu erproben und hierzu aufzufordern ist der Zweck dieser Zeilen.

Baumwachs.

Es giebt Hunderte von Baumwachsrezepten, aber es sind wenige, welche den Ansprüchen vollständig genügen. Verdünnter Gols in Drog machte nach der „Drog. Wirtsch.“ mit etwa 25 Messertin in faltflüssiges Baumwachs Verichte, von denen sich folgendes am besten bewährte: 50 g Burgunderharz, 80—90 g Hagarädiger Spiritus, 1 Eßlöffel Umbra (welche aber nicht unbedingt notwendig ist), 100 g Wachsöl, 2 Theelöffel Wachsöl ausgegossen. Gamm anarabien, 2 Theelöffel Sodalium, bestehend aus 50 g Spiritus, worin 50 g aufgelöst sind. Harz und Tola werden über gelindem Feuer langsam geschmolzen, worzu man am besten einen alten eigenen Topf nimmt. Man giebt unter Umrühren die Umbra hinzu und legt den Topf vom Feuer. Gamm und Sodalium werden nun zugelegt, worauf man die Masse erkalten läßt. Der richtige Wärmegrad, bei welchem man den Spiritus zugebt, läßt sich nicht bestimmen, man muß probieren. Ist die Masse sehr heiß, so verdampft der Alkohol und der Spiritus ist verloren, ist die Masse zu kalt, so verbindet sich der Spiritus nicht damit. Bei dem ersten Verichte kommt es häufig vor, daß er nicht gleich gut getringt, was aber fast immer vom Spiritus abhängt, bei einer weiteren Zubereitung wird man das Nichtigste thun treffen. In Wiederschichten mit Deckelverschluß läßt sich obiges Baumwachs

jahrlang aufbewahren, bleibt stets klüssig und wird nie körnig. Nebenbei erlaube ich mir noch ein Rezept für marmilliflüssiges Baumwachs zu empfehlen: 750 g gelbes Bienenwachs, 500 g wider Terpentin, 1 Eßlöffel Schmelzschmalz. Das Waachs läßt man auf gelindem Feuer langsam schmelzen, legt dann unter Umrühren den Terpentin nebst dem Schmalz hinzu, läßt den Topf aber noch über dem Feuer bis alles gut vermischt ist. Die Mischung wird dann in einen Behälter mit kaltem Wasser gegossen und so lange tüchtig geknetet, bis jedes sich etwa bildende Klümpchen zerdrückt ist. Kühl aufbewahrt hält dieses Baumwachs sich jahrelang frisch und geschmeidig. Für die Verwendung wird es auf starkes Papier getrieben und in schmale Streifen geschnitten.

Ein kleiner Eissteller.

Eine billige Vorrichtung, um Eis für häusliche Zwecke aufzubewahren und die Eiskästchen zu erziehen, ist nach der „Zeitschrift für landwirthschaftliche Gewerbe“ folgende: Man verfertigt sich zwei Fässer, ein größeres, das 6 bis 7 Zoll höher und weiter, als das andere kleinere ist. Den Boden des größeren bedeckt man mit einer Lage Holzspähnen oder Sägespänen. Das kleinere legt man indann in das größere und füllt es mit Eis, das man so dicht als möglich zusammenpackt. Dann füllt man die Zwischenräume zwischen beiden Fässern mit Kohlenpulver oder Holzspänen aus, indem man sie gut einrammt und bedeckt die Fässer mit einem Deckel oder mit Badstücken und Sägespänen. Später, während er gewahrt wird, das Ganze schließlich mit einer wolleener Decke, einer Lage Strohd oder einem ähnlichen Materiale.

Die Fässer werden etwas erhöht auf eine Unterlage gestellt und nahe am Boden eine Öffnung durch beide Fässer gebohrt und mit einem Zapfen verschlossen, damit man von Zeit zu Zeit das Wasser von dem geschmolzenen Eise ablassen kann. In dieser Vorrichtung hält sich das Eis sehr gut und wenn die Fässer von etwas größerem Inhalte sind, so hat man einen kleinen Eissteller, worin man das Eis Monate lang aufbewahren kann. Auch sicherer gelangt dies, wenn man das Faß noch mit einem Mantel von Strohd umgibt.

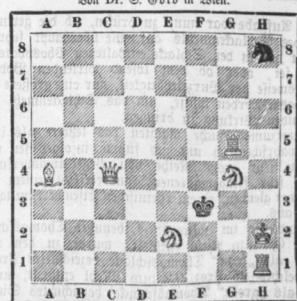
Diese Vorrichtung hat noch den Vortheil, daß man sie viele Jahre benutzen kann. Auch kisten können, auf dieselbe Weise verwendet werden.

Bronciten von Inn.

Man bereitet zunächst zwei Auflösungen, die eine aus 1 Theil Eisenvitriol, 1 Theil Kupfervitriol und 20 Theilen destillirtem Wasser, die andere aus 4 Theilen Grünspan und 16 Theilen Essig, reinigt die Waare mittels reiner Bürste mit einer feinen Erde und Wasser, reibt sie über, läßt sie nach gehörigem Abtrocknen leicht auf beiden Seiten mittels eines Bürstels mit der rechten Hand, trocknet sie dann wieder ab, wo sie ein schwaches Ansehen erlangt haben wird, befreit sie nun mittels eines Bürstels mit der zweiten Auflöung bis zur Erlangung einer dunklen, kupferrothen Farbe, läßt sie eine Stunde lang trocknen, polirt sie mit einer sauberen Bürste und fein geschlammtem Wachs, von Zeit zu Zeit darauf hauchend, um den Stauffen fließen zu machen, endlich noch mit der Bürste allein, viele von Zeit zu Zeit über die flache Hand streichend. Soll übrigens diese Bronze nicht von Feuchtigkeit angegriffen werden, so muß man sie mit einer sehr dünnen Lage von Goldfirnis bebeden.

S ä h n

Bearbeitet von E. Schallopp. Aufgabe Nr. 240. Von Dr. E. Gold in Wien.



Es giebt ein und zwanzig Schwarz, im 6. Zuge mattzuge. (Eidhamat.)



das Nennen, Stoßen, sogenannte Nempeln war zwar unter-
 sagt — und unehrbare Töte, zufällige Verirrungen, gleich-
 gültige Gespräche als schwere Beleidigungen aufgenommen.
 Andere suchten bei Veranlassung von Bierfandal Händel: da
 war bald nicht oder fast aufgetrunken, bald auf einen Bier-
 fursch nicht weiter gekürzt, dann hieß es: du bist Bier-
 mannschicht oder die Forderung zu weit getrieben, bald weigerte
 man sich ex pleno nachzutrinken. Dies Expleno-Trinken war
 eine nur Jena eigene, sonderbare Mode. Gläubte der ältere
 Wursch sich von einem jüngeren, und war der Unterschied
 zwischen dem Wurschälener beiher nur ein Semester, bei Bier-
 fandalen oder sonst geringfügiger Veranlassungen beliebt, oder
 glaubte er, daß der Jüngere „lappig“ gewesen, so bot er diesem
 Expleno, d. h. der Leppige mußte ein bis zwei Gläser —
 Doktor oder Pabst — zur Strafe leeren, der Expleno-Bietende
 ließ mit ihm an und leerte sein Glas, dessen Boden mit
 Bier nur bedeckt sein mußte. Es stand ihm später frei, die
 Strafe ganz oder theilweise zu erlassen, gewöhnlich aber mußte
 sie, zumal von den Jüngeren, ganz geküßt werden. Gläubte
 jedoch der mit dem Expleno-Bieten Bedrohte, daß sein Gegner
 dies ohne Ursache thäte, so trank er nicht, wurde nun zum
 Bierer . . . verdammt und konnte dann einen Bier-
 fensent befragen, der aus drei hierarchischen Wurschen, die
 wenigstens im dritten Semester sein mußten, bestand und der
 über den Fall entschied. Der, welcher Unrecht geküßt, wurde
 in den Bierer . . . gesetzt, hatte drei Bierer zu zahlen,
 die den Biertrinken zufielen, und um wieder hierfür zu
 werden drei Doktoren, d. h. drei Schoppen binnen fünf
 Minuten zu trinken. Der Bierer . . . konnte durch
 Gehör des einfachen Bierer . . . in den „geschärften“,
 dann mußten sechs Doktoren in zehn Minuten getrunken werden,
 und in den „perpetuellen“, zwölf in zwanzig, verwandelt
 werden. Ueber diese Formeln, Rechtsprüche, über das Expleno-
 Bieten, Bor- und Nachtrinken, über das Trinken nach Kommando
 — auf Anseh . . . — entfallen sehr viele Streitigkeiten:
 die meisten Duelle mögen über jene Punkte angefochten
 worden sein. Später fanden in jenen Bestimmungen viele
 Veränderungen statt, ein neuer „Bierconment“ wurde ent-
 worfen und eingeführt, der vieles von der alten barbarischen
 Sitte milderte.

Unser Schnabel, der wegen seiner großen Liebe zum Bier
 und seiner guten weiten Eigenschaften in Betreff des Trinkens
 desselben den Weinaamen „Bierhahn“ erhalten hatte, drängte
 sich auch in das Wogen der ärmlichen, händelreichen Kampf-
 bühne, nicht lange und er hatte statt eines — fünf Standle.
 Zu diesem Wehrbetrog war er unzulänglich gekommen, er renom-
 mirte etwas an einem Sachfen — die hatte er doch immer
 auf dem Korn! — und da fanden sich rechts und links Freunde
 des Wehrbetrogen, Sachfen und Rheinänen, und banden mit Bier-
 hahn an, dessen Freunde ein Gleiches mit jenen Vorlauten
 thaten. So hatte nun Held Schnabel fünf Standle und
 fünf Duelle und wofür und wozu? Dies wußte weder
 er, noch seine Gegner: beide Parteien waren tief gekränkt und
 mußten die Ehre mit Blut reinigen! Aber unser Held war
 noch maßig und friedliebend im Vergleich zu andern Nomen-

nisten; da gab es Leute, die mehr Standale kontrahirt
 hatten, die sogar Briefschaften hervorholten, um sich die Gegner
 aufzuzeichnen, gleich wie man an einigen Orten — ich will
 Heidelberg nicht nennen — dies von den Ballschlägen bemerkt,
 die ihre Länger aufschreiben, da sie doch wohl für die wenigen
 Tünze ihre Galans in den jugendlichen Fechten, nur hierfür
 aufmerksamer Gedächtnisse bedauern konnten!

Alle jene leichtsinnig geführten Händel werden und können
 nicht ausgeführt werden; mit einigen, den ersten besten wird
 losgegangen, bei andern revocirt, oder die Sache gerächt in
 Bergessenheit. Das heißt doch methodisch kontrahirt! Wie
 von dieser argen Sicht Jena nicht frei ist, ebenso wenig sind
 es andere Universitäten: in Halle zieht sich die Wissenschaft
 etwas gelinder, mehr nach Leipzig; in Göttingen, Würzburg,
 Gießen und Heidelberg herrscht er dagegen noch ärger, als in
 Jena. Was wird dadurch gewonnen? Wunden, Konflikt, Re-
 legat — keine Unterstellung und keine wahre Ehre!

In den ersten Tagen nach jenem geräuschvollen Wochen-
 tomers ließ Schnabel, der Bierhahn, einen der „gefangenen“
 oder „gefochten“ Sachfen bestimmen; dieser ließ sich entschuldigen,
 ein anderer bot sich an. Das war dem Kampfbesieger nicht
 ganz recht, der, welcher sich anbot, war ein Waiabör, der
 Bestimmte dagegen nur ein gewöhnlicher, nicht renommirt
 „Pauter“. Doch was half's, Schnabel nahm das Anerbieten
 an und erschien zur festgesetzten Stunde an Ort und Stelle.
 Es war Winter, daher ging man in der Stadt los und wählte
 gewöhnlich hohe Häuser und geräumige, helle Stuben; diese
 fanden sich meist am Markte; man wartete nun einen Markt-
 tag ab, um durch das unten tobende Gärmen und Geräusch
 das in der oberen Etage herrschende Geschick und domernde
 Haltrufen der Sekundanten weniger hörbar und auffallend zu
 machen. Zu so gelegener Zeit wurden dann immer mehrere
 Duelle abgethan, das Ansehen hielt nicht auf, die Gänge
 waren kurz, oft sah bald etwas und dann war die Pauterei
 ex: so konnte in einer Stunde bisweilen viermal losgegangen
 werden.

Vor Feitz' erster Waffenthat auf Stoß waren schon einige
 andere beendet: dadurch erhielt der überbesig auch fallstüch-
 Erscheinende neuen Mut und neue Zuversicht. Er durstete
 sich auch nur auf Schläger mit großen Stachelblättern
 „Teller“ — und ganzer Wensur, sein Sekundant war erprobt
 und dann hatte er auch schon einige Lebung im Stoßen. Mit
 gut gehaltener Ruhe ließ er den Stoß sich anziehen und das
 schüßende, seibene Licht um das Hauptgeleit und die Pulsadern
 binden, die Binde um den Unterleib schmalen und ract fest,
 die Wäoge etwas in die Augen gedrückt, auf seine Wensur.
 Doch die Ueberlegenheit des ihm gegenüberstehenden Sachfen
 war offenbar, mit einer Seelenruhe und im Selbstgefühl seiner
 „Pautprogräs“ stellte er sich wie auf einen Gang mit Rappieren
 hin, warf vernichtende Blicke auf Feitz, der diese kaum ertragen
 konnte und ergriß dann mit Faust und gewohnter Rumpffertig-
 keit den ihm von seinem Reuzen hingehaltenen Schläger.

Bei einem Duell auf Stoß sind dieselben Vorkommnisse, wie
 bei Feitz: ein Unparteiischer, Sekundant und Zeugen. Ersterer
 entscheidet bei Streitigkeiten Füllen und notirt die Gänge — jeder

China“ auch in demselben die herrliche Blume hervor-
 gebracht zu haben, die von dem Kaiser von China als
 die ihm liebste und würdigste seines großen Reiches erachtet
 worden ist.

Literatur und Kunst.

* Etas und Jas. Zwei polnische Erzählungen von Hols-
 law Rus. Deutsch von Wilhelm Hendl. München, Verlag
 von Fr. Hoffmann. Es ist ein hoher Genus, in einer Zeit, wo
 Polas deutsche Affen die Poetik der Klasse zu Ehren bringen
 wollen, die deutsche Literatur durch die Uebersetzung eines rea-
 listischen und dabei doch durchaus besten Buches bereichert zu
 sehen. „Etas“ ist eine Sänglingsgeschichte. Eine Sänglings-
 liche ist die Handlung tritt auf die Höhe, als die Kleide
 des Bau Volkis mit Etas Kinderwägeln duraged, welches
 Maßgabe hinten angehängt hat. Das so in das Haus des
 Fortschritt importierte Kind giebt zu bemerklichen Bedeutungen
 Veranlassung, aber endlich löst sich alles in Wohlgefallen auf.
 „Zücker“ ist die Geschichte des armen Waisentkinds Jas, aber
 auch sie führt zu einem glücklichen Ende. Die Feinheit der
 psychologischen Beobachtung verbunden mit dem schon gerühmten
 Humor giebt den beiden Geschichten etwas Haussiches. A. B.

* Der Hermes des Praxiteles. Schauspiel aus der Gegen-
 wart von G. E. Walter. Baden-Baden. Verlag von August
 Weber. 1887. Das neue Buch des Verfassers von „Kandidat
 Müller“ bietet uns ein vortreffliches Weidrama, denn die Vorzüge,
 mit welcher auf der Westseite des Frieselattes „Widemannsbräu“
 gedacht ist, erweist unmissig. Das Stück ist ein Kendenstück,
 aber als solches scheinbar — und auf den Schein kommt es hier
 doch an — vor toll bestränkten Geltungsbereich. Eine deutsche
 Universitätsstadt, im Niedrigeit vertreten durch einen Galtwitz
 und Stadtrath, welcher „instituten“ für „konstituten“ u. l. w. sagt,
 ein Professorienallium, welches nur einen einzigen wissenschaft-
 lichegenannten und ertlichen Professor enthält, wird das Publikum
 kaum irgendwo als ein Bild der Wirklichkeit gelten lassen. Aber
 das Weidrama ist vortrefflich. Der freistimmige und feinsinnige
 Professor Sturm, die fanatische, Selteneher, Streber oder ge-
 nungungslosen Gemüthlichen unter ihnen Kollegen, die ent-
 sprechenden Gestalten unter den Studenten, der, wohl etwas zu
 stark karikierte Weinwurz und Abgeordnete stellen ebenfalls
 Typen dar. Die Handlung ist glücklich erunden und geschickt
 geführt, die Sprache, welche in glatten Versen leicht hinfließt, ist
 durchgeknigt und waldt abwechselnd Gedichte goldhaltiger Schönheit
 dahin. Der Praxitelische Hermes, dessen Bild der Dichtung vor-
 gestellt ist, ist fähig zum Symbol erunden und erweist, wie ein
 Mensch oder ein Dämon bei manchen der mittheilenden Personen
 Liebe oder Haß. Wir wüßten dem Dichter die verdiente

Gang zieht, wenn ausgestoßen ist, da man nie mit Gewissheit
 behaupten kann, ob ein Stoß gelassen — die Zeugen halten
 die Schläger, selten die abgetötenen, oder beschädigten Spitzen
 — wobei die Töne! — und disputieren über Nachstoß, Un-
 commentmäßigkeit u. l. w. Die Sekundanten nehmen mit
 den Schlägern die Wensur, welche der Unparteiische, der un-
 verleslich ist, bezeichnet, und stellen sich mit Stöden, gewöhnlich
 Ziegenhäutern, zur Seite des Gegners ihres Pautanten, den
 Stoß vor besten Leib haltend und nach dem „Salt“ die Klinge
 mit ihm auffangend. Bisweilen drücken sie den zu rasch Ein-
 dringenden wohl auch mit dem Stoß zurück — „gentren“ —
 was verpönt ist, oder rufen, wenn ihr Pautant dem Gegner
 nicht genach ist, und dieser zu einem gefährlichen Stoße
 ausfallen will, bevor nur etwas gefessen, „Salt!“ Dann wird
 getritten und geschrien, der Unparteiische befragt und die
 Sache ist abgethan.

Als die Wensur für unsere Pauterei bezeichnet war und die
 Sekundanten ihre Plätze eingenommen, kommandirte der
 Sekundant des Wehrbetrogen: „Auf die Wensur!“ — „Legt
 euch aus!“ — „Stoß aus!“ hiermit ist der Wehrbetroge ge-
 meint, es steht jedoch auch dem Wehrbetroge zu, jenem zuvor-
 zukommen.

Nun wird gekocht, bisweilen fallen nur ein oder wenige
 Stöße, gewandtere Fechter dagegen betreiben die Sache kunst-
 gerechter: woltzen, pariren, ziehen Hinten an, legiren — den
 Gegner zu entwaffnen suchen durch Herunter schlagen an dessen
 Klinge — und müssen oft aus Ermüdung aufhören, bevor
 etwas gefessen. Ein solches Duell nimmt sich gut aus und
 wird sehr belobt. So ging es zwar nicht mit unserm Schnabel,
 doch that er sein möglichstes, „ging gut drauf“ und stieß
 sehr hart. Der Gegner parierte aber noch besser, Schnabel's
 Anstrengungen blieben fruchtlos; nach einigen Gängen fing
 dagegen der Sachfe erst recht an, in einem der nächsten hatte
 Feitz eine Oberseconde in den Oberarm, die Wunde blutete —
 es war Anseh . . . und die Suite etc! Man wähne aber nicht,
 daß dies dem Verwundeten zur Schande gerichte, im Gegen-
 theil lobte man sein Verhalten, war beim Verbinden der nicht
 gefährlichen, aber schmerzhaften Wunde behilflich, führte den
 Einarmigen — der geringste Stoß in den Arm macht diesen
 in der Regel einige Tage unbrauchbar, oft lähmt und krümmt er
 ihn auf längere Zeit — nachhaken, machte Umschläge und wachte
 eine geschärfte Forderung als auf Stachelblättern war die
 auf „Barrier“ — parisiens. Die Klagen waren dieselben,
 die Stachelblätter dagegen um zwei Drittel kleiner, etwas größer
 als an den Rappieren, und die Wensur nach dem älteren
 Comment ergriff, nach dem neueren durchgehends bei weitem
 kleiner — „halbe Wensur“, bei welcher sich die Quallanten
 mit den Spitzen ihrer Klagen fast auf der Brust lagen. Als
 Anseh . . . galt dann nur eine commentmäßige Wunde auf der
 Brust, dem Leib und Gesicht, und das lag — Entwaftung;
 drei Wunden auf den Arm, von denen jede Anseh . . . auf Schläger
 gerechnet, bestritten diesen erst auf Barrier. Doch kam ein
 solches Duell nur selten vor, unter Landsmannschaften mußte
 jedesmal erst der Seniorenkonzent über die Zulässigkeit besfallen
 entscheiden und selten ging es durch.

Anerkennung und in ihr den Antriebe zu weiteren fröhlichen
 Schaffen. A. B.

* Hudolf Töpffer-Album. Komische Bilder, Romane und
 Karikaturen des Verfassers der Genie Novellen. 20 Biederungen
 à 60 Bld. Mit ca. 1000 Illustrationen. Stuttgart. Verlag von
 Paul Neff. In dem Hudolf Töpffer-Album begreifen wir ein
 in jeder Hinsicht beachtungswürdiges Unternehmen, da es die
 reizenden Schöpfungen eines Schweizerischen Schriftstellers deutscher
 Abkunft, der durch echt deutschen Humor entwickelt, jedermann
 zugänglich macht. Was uns in Töpffer's lustigen Geschichten und
 farnischen Romanen, die den Inhalt dieses Albums bilden, zu-
 nächst ansieht und ihnen bleibenden Reiz und unverwundlichen
 Reiz leiht, das ist die Gemüthlichkeit des Geistes, die Feinheit des
 Gedankens und der Empfindung, die Unerschöpflichkeit der Laune
 und die überraschende, zündende Wirklichkeit seiner Komik.

* In Geuier's Verlag (Louis Geuier) in Berlin erschien
 soeben: Die Heilung der durch Worsphingeneus ver-
 ursachten Nervenzerrüttung und Willensschwäche. Eine
 psychologische-medizinische Aufgabe. Von Dr. med. Konstantin
 Schmidt. Preis 1.20 M. — Die Ertragslosigkeit der bisherigen
 Heilmethoden dieses in weiten Kreisen verbreiteten Leibes be-
 leuchtend, zeigt der Verfasser die Ursachen dieses Mißerfolgs und
 die Wege, auf denen allein die radikale und dauernde Heilung
 eines mehr physischen als somatischen Leidens erreicht werden

Während Schnabel's Unfall, als er zuhause auf dem Sopha
 lag, besuchte ihn auch der Senior der Franken. Der Kranke
 suchte eine Gelegenheit, mit ihm allein zu sein und vertraute
 ihm dann, daß er wünsche in die Franken aufgenommen zu
 werden, er möchte ihn „vorschlagen.“ Aus des Seniors
 Miene konnte er ersehen, daß sein Wunsch geküßt werden
 würde, sonst würde dieser Umstände und Einwendungen ge-
 macht haben. Nach einigen Tagen, als er wieder ausgehen,
 aber noch nicht wieder trinken durfte, d. h. Bier, dem Wasser
 und Zuckerswasser, auch Thee konnte er nach Belieben genießen,
 erhielt er, von dem Senior im Namen des Corps die er-
 freuliche Antwort, daß seinem Wunsche von seiten der Franconia
 nichts im Wege stünde; er würde jetzt auf dem Seniorenkonzent
 als Rezipient gemeldet und wenn von da binnen
 vierzehn Tagen nichts eingewendet würde, so würde seine
 Rezipient dann stattfinden.

Diese kurze Frist verstrich bald; Einwendungen erfolgten
 nicht, also wurde Schnabel rezipirt. Eines Morgens wurde
 ihm dies von dem Sekretär der Franconia angezeigt; am Abend
 hatte er sich in schwarzem Fraak und womöglich in dito Un-
 nennbaren auf einer bezeichneten Stube einzufinden. Als der
 feierlich Geförmliche erschien, war die Verbindung, ebenfalls in
 Schwarz gekleidet, schon versammelt: an einem erhöhten Tische,
 der mit einer Decke, woran die Franconiarfarben, grün und roth
 mit goldenen Franzen und das Wappen auf weißem Sammet
 gemalt, befüßt war, saßen die drei ersten Chargierten, ihnen
 gegenüber, am Ende des Kreises, neben die übrigen Mitglieder
 bildeten, stand der Stuhl für den Rezipienten. Alles war
 ernst und feierlich; auf dem Tische standen hohe Armleuchter,
 in Mitte derselben lagen kreuzweise die Paradeschläger, deren
 Stachelblätter von grünem und rothem Sammet mit einem
 goldenen Kreuz, darauf das bearbeitete Band für den
 Rezipienten und die in der Verbindungsfarbe eingebundene
 Konstitution.

Nachdem der Eintretende angedeutet, mit dem Wesentlichen
 der Verbindungsgeleise — Konstitution — bekannt gemacht und
 ihm anseingewiesen war, den vorstehenden Schritt nochmals
 zu überlegen, wurde ihm befohlen, sich entfernt von den
 übrigen zu legen und die Vorlesung der Konstitution anzuhören.
 Dies Geschick verließ der Sekretär; nachdem es beendet, wurde
 der Aufnahmefrage befragt, ob er diese Geleise halten wolle
 und seine und ob es noch sein Wille sei einzutreten, im andern
 Falle hände ihm der Austritt unter Verschluß seines Ehren-
 worts, nichts um dem Gesessenen und Gesörten zu verrathen,
 nach frei. Schnabel blieb — wie wohl alle im ähnlichen
 Falle — beherzlich, schwarz, auf die kreuzweise erhöhten
 Schläger die beiden ersten Finger der Rechten legend, den
 Wundschuß, hierauf schlang man ihm das bearbeitete Band
 um und gab ihm der Reize nach den Brudertusch und die
 treue Rechte.

Dies war die ganze Ceremonie; was von schauerlichen Vor-
 bereitungen, vor Ledentischen, Unterschriften mit Blut u. dgl.
 mehr gesprochen worden ist, wenigstens zu dieser Zeit, Fabel,
 früher mögen solche Ahszengerien stattgefunden haben. Aber
 auch nicht solche Dinge seien vor, wie böswöllige Wurschen
 kann. Wiesen an sich und der ärztlichen Hilfe Bergweilenden wird
 diese Schrift Trost, Vertrauen und neue Hoffnung gewähren, sich
 den unzufriedenen Armen des Dämms zu entreißen.

* Yagano und die Verbindungsline zwischen den drei ober-
 italischen Seen, von A. Stadtmeyer. — Die Firma Dreil
 Fühlte & Co. in Zürich erweist die Touristenwelt wieder mit
 einem neuen, sehr gelungenen Bändchen der bekannten „Wanderbilder“
 Wandlerbilder. Es behandelt das herrlich gelegene Yagano und
 seine reizende Umgebung. Der Verfasser, bekannt durch mehrere
 vortrefflich geschriebene Monographien der „Wanderbilder“ (Gott-
 hardbahn, Mailand, Bierwaldstättersee, Locarno, Schwarzwaldbahn),
 bewährt sich auch hier wieder als ein Meister im Genre
 der Reiseleiteratur.

* Jagdliche Rundschau. Rückblick auf wissenschaftliche und
 interessante Vorkommnisse auf dem Gebiete der Jagd, Synologie
 und Waffenkunde während des Jahres 1885/86. Herausgegeben
 von Frau's Frickler und Oskar Stein. Preis 2 M. Verlag
 von Wilhelm Neuenh in Berlin.

* Sonderheit. Vortrag gehalten in der Volkswirtschaftlichen
 Gesellschaft zu Berlin am 12. März 1887 von Julius Belling.
 Berlin, Verlag von Leonhardt Simon. 1887.

